

# Die Zweite Welt

Nr. 46

Illustrierte Unterhaltungsbeilage.

1901

## Kees Doorik.

Roman von Georges Eckhoud.

(Fortsetzung.)

VIII.

In einem Donnerstag Morgen, vierzehn Tage nach dem Gewitter, während Pauke den Hund in dem Rade der Buttermaschine trieb, befand sich Annetie in der Milchammer, die etwas tiefer lag als die Küche, und überwachte mit einer selbstsüchtigen Befriedigung den Fortgang der Arbeit. Die Stöber bewegten sich in der Maschine, die mit schneeweißen Seinen ausgeschlagen war. Daneben stand eine Reihe brauner, irdener Gefäße, die bis zum Rand mit Rahm gefüllt waren, blond wie die Salme im August. Kees war fortgegangen, um das Stück von Mwaal bei der Schelde zu pflügen. Man hörte die grelle Stimme Pauke's, welche den Hund antrieb, und das schnarrende Geräusch der Maschine. Ein säuerlicher Geruch von Buttermilch erfüllte das Zimmer.

Die Klinke der Thür bewegte sich. Annetie wandte sich um, und in der halbgeöffneten Thür bemerkte sie den schmalen Kopf ihres Bruders Wannes Andries.

„Guten Morgen, kleine Schwester. Morgen ist Markt, und ich komme schauen, ob Du einen Auftrag hast. Ist noch Alles beim Alten?“

Ohne auf eine Antwort zu warten, stieg er die drei Stufen hinunter. Er war ein großer Kerl — zwölf Jahre älter als seine Schwester — mit glattem Gesicht und langen Beinen. Was aber in seiner Physiognomie, die fast ganz im Profil war, besonders auffiel, waren kleine, grüne Augen, eine stark gebogene Nase, ein frohschattiger Mund, der fast bis an die ungeheuren Ohren reichte und wegen eines schwarzen Ueberzahns beständig zu lachen schien. Dieses stand in einem sonderbaren Kontrast mit der würdevollen Wichtigkeit seiner Neben. Beim Gehen schwenkte er seine langen, mageren Arme, die aus den zu kurzen Ärmeln hervorkamen. Seine Lastinghose schien um seine Henschreckenbeine gewunden zu sein, und der breite, geflickte Hintertheil seiner Hose glich einer herabhängenden Kapuze, und deshalb sagten die jungen Burschen: „Das Haus von Sessa Milledien ist leer; die Leute sind zur Kirche.“ Man nannte ihn „Sessa“ wegen der Redensart „C'est ça“ („So ist's!“) und dem Fluchworte „Milledieux“ („Pöktausend“), die er noch von jener Zeit her behalten hatte, wo er im Grenadierregimente gedient.

Wannes war von seiner Schwester mehr geachtet als geachtet. Sie mochte den Schlaupf nicht leiden, aber sie wagte es nicht, sich seinem Tode zu entziehen. Was in einem Punkte hatte sie ihm den Kopf gezeigt, als er nämlich beim Tode Cramp's sich auf dem Hofe niederlassen wollte, um dessen Leitung zu übernehmen. Die Wittwe sah wohl ein, daß, wenn sie diesen Vorschlag annahm,

sie dadurch vollständig abhanteln würde, und deshalb nahm sie all' ihren Mut zusammen, um ihm das förmlich zu verweigern. Wannes schien daraufhin auf seine Idee verzichtet zu haben, aber in Wirklichkeit hielt er mehr als je darauf, und er wartete bloß auf eine günstigere Gelegenheit.

Als er in die Milchammer hinabstieg, bückte er ein wenig den Kopf, auf dem er eine über die Ohren hängende Mütze trug, um nicht an der Decke anzustoßen. Er ergriff einen hölzernen Böffel, und ohne auf eine Einladung zu warten, und ohne auf die ärgerliche Miene seiner Schwester zu achten, nahm er eine dünne Schicht Butter und strich dieselbe langsam über seine Zunge.

„Et, was das 'ne gute Butter ist, die ist ausgezeichnet. Und was giebt's sonst Neues? Doch keinen Verdruß? Und wie steht's mit der Ernte?“

„Gott sei Dank, wir brauchen nur noch den Roggen und das Grummet hereinzubringen... Doch gehen wir einen Augenblick hinauf,“ sagte sie, als er ein zweites Mal sich über den Buttertopf hermachen wollte, „dann kannst Du eine Tasse warmen Kaffee trinken.“

„Ich sag' nicht nein, aber ich habe nicht viel Zeit. Du weißt, ich bin immer pressirt, immer auf den Beinen. Ich gehe nach Stadbroek Munkelrücken aufladen. Der Karren und das Pferd von Nard Bips warten auf mich, ganz nahe hier beim Hof. Ich wollte nicht vorbei gehen, ohne zu sehen, was es Neues giebt.“

„Dann set' Dich doch ein wenig,“ sagte sie, als sie in den großen Saal getreten waren. „Und wie geht's zu Hause, Wannes?“

„Ach, sprich mir nicht davon. Es ist immer dasselbe saure Leben. Was hast Du ein Glückskind! He, hatte ich Dir nicht gut gerathen? Der alte Nels Cramp — Gott habe ihn selig — der hatte wohl Geld wie Heu, wie?“

Als sie ihm den Kaffee einschenkte und Butter auf ein Stück Brot strich, fuhr er fort:

„Jetzt denke ich gerade daran. Hast Du noch immer Deinen ersten Knecht?“

„Kees? Ja wohl! Weshalb sollte ich ihn auch nicht behalten? Ich würde schwerlich einen Anderen finden, der ihm gleich käme,“ antwortete sie, nicht ohne ein wenig zu erröthen, denn die Frage hatte sie überrascht.

„Das ist wahr! So ist's! Aber ein Knecht läßt sich doch immerhin ersehen. Es giebt auch noch andere Fündelkinder und Bastarde. Aber was ich jagen will, ist bloß wegen seines Alters; er scheint mir noch sehr jung zu sein, um ein Gut, wie dieses, zu leiten. Hast Du denn auch noch Vertrauen zu ihm?“

„Nun ja, gerade so viel wie früher. Aber weshalb fragst Du denn so etwas?“ murmelte Annetie vor sich hin, da sie ungeduldig wurde und stehen blieb, damit er gehen sollte.

Der ungeladene Gast hatte es jedoch nicht eilig. Der Kaffee war gut, er schenkte sich noch eine Tasse ein, und da sie ihn nicht mehr nöthigte, schnitt er sich einen zweiten Munkel Brot, über den er noch von der guten Butter strich. Er trank und kaute langsam und wohlgefällig.

„He, he, weshalb diese Fragen? Sagst Du, liebes Schwesterchen. Ganz einfach, weil ich Dir wohl will. Du bist noch jung, sehr jung, da muß man Acht geben. Ja, soll ich Dir's herans sagen? Pöktausend!“

Er stand auf und ging bis zur Thür — mit seinen Stelzen brauchte er nur drei Schritte zu thun — steckte seinen spitzen Kopf in die Küche hinein, um sich zu vergewissern, daß Niemand dort lauschte.

„Es sieht sich nicht, daß dieser hübsche Schwarzkopf mit einer frischen Herrin, wie Du eine bist, zusammen wohnt,“ erklärte er kaltblütig, nach dem er einen Mundvoll hinunter geschluckt hatte, und dann lehnte er sich rückwärts und mit seinen durchdringenden Augen suchte er auf dem Gesicht seiner Schwester zu lesen.

Annetie lachte laut auf, um ihm ihre Verlegenheit nicht zu zeigen.

„Das ist wieder eine von Deinen verrückten Ideen, mein armer Wannes,“ sagte sie. „Man hat wohl Recht, wenn man Dich den Mißtrauischen nennt. Ich sehe schon, was Du mir sagen willst. Ich brauche einen anderen Mann hier, so einen wie Du, nicht wahr?“

„Annetie, Annetie! Zweifle nicht an der Gescheidtheit Deines älteren Bruders. Seit dem Tode Meister Cramp's ist die Stellung dieses Kees Doorik nicht mehr haltbar unter diesem Dache. Ich will mich nicht in Sachen mischen, die mich nichts angehen — Gott bewahre mich davor! — Du bist Deine freie Herrin geblieben, mach' wie Du willst. Aber ich würde an Deiner Stelle einen anderen Knecht suchen.“

„Ich sag' Dir noch einmal, Wannes, ich weiß nicht, was Du willst,“ stammelte die Wittwe, der der ernste Ton des Predigers aufgefallen war. Sie setzte sich vor ihn, denn ihre Beine schwannten und ihr Herz schlug schneller. Sie suchte sich jedoch zu wehren.

„Mein seliger Mann, den Du immer einen schlauen Kopf genannt hast, verstand auch etwas von den Dienstboten, und er hat mir diesen armen Teufel mehr als einmal empfohlen, da er das kostbarste Werkzeug seines Gutes sei.“

„O, ich leugne das nicht. Aber sein junges Alter gefällt mir nicht recht. Könntest Du nicht einen älteren Knecht dinsten? Da hat man mir erst neulich zu Willmersdorf von Sus Belleman, einem ordentlichen, fleißigen Kerl gesprochen.“

„Wie? Von diesem häßlichen Dufeligen mit den roten Augen?“

„Nun ja, von ihm, den die schwangeren Frauen so sehr fürchten; aber ich denke, Du gehörst doch nicht zu denen.“

Er lächelte spöttisch und hielt einen Augenblick inne, um sich selbst über seinen Witz zu freuen; dann athmete er wieder auf, wie wenn er dem Folgenden mehr Wichtigkeit beilegen wollte, und seine Augen, die sonst kalt und gleichgültig waren, erglänzten wie in einer dunklen Flamme.

„Wenigstens,“ fügte er langsam hinzu, indem er bei jedem Worte mit dem Stiel seines Messers auf den Tisch klopfte, „wenigstens würde der Aufenthalt eines solchen Scheusals hier auf dem Hofe den Verdacht der Leute ablenken. Verstehst Du das?“

„Der Leute? Welcher Leute? Glaubst Du, ich sollte mich durch ihr Geschwätz bestimmen lassen? Ich sehe schon, wie es damit steht. Du hast Dich von jenen Neidhässen von Dinghelaar beschwären lassen, von jenen Faulenzern, die vor Aerger bersten, weil sie sehen, daß auf dem Weisshofe Alles gut vorwärts geht. Wenn man mir Kees wegnehten will, so ist es bloß, weil man weiß, wie nützlich er mir ist.“

„Und deshalb sagt man sogar, Du wollest ihn heiraten, um sicher zu sein, daß dieser musterhafte Bauer Dich nie verlassen werde.“

Die Wittwe senkte den Kopf. Ein heftiger Kampf ging in ihr vor. Sie dachte, sie könnte ja reden, Alles offen bekennen und ihrem Bruder wie dem ganzen Dorfe die Gründe bieten, indem sie ihre Neigung eingestehen würde. Aber liebte sie den treuen Jungen wirklich so sehr, um ihn zu Liebe sogar ihre Brautheile anzupfeifen? Sie erinnerte sich an all die Dinge, die Kees seit so vielen Jahren gezeigt hatte, an seine immer unterthänige Haltung, seine Unerschrockenheit, in der eine Liebe sich verbergte, die sie gewiß keinem Andern mehr eine solche einflößen würde. Nur einmal war diese platonische Hartlichkeit beinahe umgeschlagen, aber damals war Annemie ja selbst fast auf dem Punkte, sich zu begeben.

Der „Postknecht“ mußte auf dem Gesicht seiner Schwägerin zu erröthen, was in ihr vorging. Jetzt war er ärgerlich darüber, daß sie häßlich und munter war. War sie alt und häßlich gewesen, so hätte sie sich in den Wittwenstand ergeben und hätte wenigstens nicht so leicht einen Mann angezogen.

Er fuhr fort: „Man sagt noch mehr. Man behauptet sogar, Du hättest Dich schon lange in diesen Gaudelassen verheiratet. Ich glaube wohl, daß er selbst diese Geschichten im Dorfe herum erzählt. Er heißt ja, Deine Hand leichter zu gewinnen.“

„Wahrhaftig! Nein, das wäre zu komisch. Bedenke doch, er hat nicht einmal einen Namen.“

„Sag mir, Annemie, geht es dir nichts Wahres an dieser Geschichte?“

Wannes stand auf und ging bis zu seiner Schwägerin, die ganz niedergeschlagen war, und er nahm sie bei der Hand. Er wollte aus der Ungelegenheit herauskommen und erfahren, ob sie einen Fehler begangen hatte.

„Dieser Postknecht,“ flüsterte er ihr ins Ohr, „hat Dich doch nicht angeheiratet? Wir brauchen doch keinen Stachel zu füttern?“

„O, was das anbelangt, das kann ich bejahen!“ antwortete sie laut und in einem so entschlossenen Tone, daß der Postknecht wieder aufzusehen mußte.

„Und als die junge Frau, die sich durch diese Geschichten so geschwächt hat, fertig zu werden anfing, hielt er es für angezeigt, einen anderen Ton anzunehmen.“

„Ich habe nichts mit Kees zu thun,“ wiederholte sie. „Das sind lauter Fingern. Als Knecht habe ich ihn lieb, das ist Alles! Soll ich ihn denn nur die Uhr zeigen?“

„Nun ja, aber ganz geschickt. Du brauchst ihn nicht fortzulassen wie einen Hund; das würde Lärm machen, und das ist ja nicht nötig. Warte auf eine gute Gelegenheit, suche einen Vorwand, um ihn zu erregen, aber ohne daß er anfängt, zu schreien. Wir werden zusammen einen Andern suchen, wenn Du willst.“

Sie antwortete nichts, aber stillschweigend willigte sie in diese Freigabe ein. Man hörte eine Stimme im Hofe.

„Da hätte ich's fast vergessen,“ sagte der verschämte Andries mit einer zufriedenen Miene, indem er den Satz auf dem Boden seiner Schale schüttelte. „Was soll ich für Deine Rechnung in der Stadt verkaufen?“

Annemie wuschte sich mit dem Zipfel ihrer Schürze die Augen ab, und bevor sie ihren Bruder hinausbegleitete, hatte sie Zeit gefunden, ein anderes Gesicht aufzusetzen.

Sie ließ Paulke einige Butterwecke, die in grüne Kohlblätter eingewickelt waren, und drei Dutzend Eier auf den Karren tragen.

Der Hof erschallte von wüthenden Peitschenhieben und rauhen Rufen. Es war Jannete, der das Pferd trieb, welches die Dreschmaschine im Innern der Tenne in Bewegung setzte. Die Puhmühle schnarrte, und durch die weitgeöffnete Thüre sah man die Spreu tanzen, wie eine gelbe Staubwolke, während das Korn in den Trichter fiel.

Der Vater und der Sohn wechselten einen bedeutungsvollen Blick; Andries machte die Leine los, hieb ebenfalls mit der Peitsche auf's Pferd und entfernte sich mit seinem Karren in der Richtung nach Stabroek.

IX.

Am ersten Sonntag nach dem neunten Oktober, dem St. Dionysustage, gingen gleich nach dem Hochamt Annemie, Wannes Andries, Kees Doorik, Jannete, Klip Sap und seine Tochter Bella, Loole, das Mädchen aus dem Wirtshaus „Zur Krähle“, mit dem Handlanger Sus Dras, seinem Verlobten, zu Fuß auf die Kirmes nach Bülte. Sie schritten quer durch die Felder hinter dem Weisshof, indem sie dem sogenannten Furchenpfad folgten, der an der Grenze des Dorfes Cappellen auf der Landstraße von Bergen-op-Zoom herans kommt.

Die Frauen hatten ihren schönsten Staat aus den alten Schränken von Kirschbaumholz hervorgeholt. Sie wußten ihre Röcke, ihre Hosen und ihre Schmuckstücke, die sie nur an den Feiertagen trugen, auch diesmal zeigen. Annemie trug einen Rock und eine Jacke von braunem Wollstoff, ein gebliimtes Halstuch, das über dem Rücken spitz auslief und auf der Brust auf ein großes Herz festgehalten wurde. Ihr rundes Gesicht, das infolge der frischen Luft noch gesünder ansah als gewöhnlich, war von einer großen Spitzhaube umrahmt, die hoch aufgebauert und mit einer silbernen Kugel besetzt war, während die Schleifen auf beiden Seiten des Kinnes flatterten.

Die jungen Mädchen trugen auf ihren bebüdenen Hosen künstliche Blumensträuße, die fast so hellfarbig und so düft waren, wie die, welche im Monat Mai der Kaiser Nicola Strop in die Blumenwäsen des Muttergottesaltars stellte.

Die Männer in ihren engen schwarzen Hosen, die fast wie die Schuhe glänzten, hatten über der Weste den langen „Kiel“ oder blauen Kittel angezogen. Der von Kees hatte achtzehn Franken gelostet — ein wahres Heibengel! Dieser Kittel war auch ein Prachtstück; fänelnen, aus solidem Subigo, geblümt wie Atlas und mit Falten unter dem Schulterblatt; er gab noch jenen starken vegetabilischen Geruch den sich, den das Luch beim Rollen nach Färbem annimmt.

Man sah häufig h'rauf los, die Frauen in einer Reihe vor den Männern.

Seit dem Gewitterabend verhielt die Meesterin sich kalt gegen Kees, aber dieses Schmolten beunruhigte den armen Jungen nicht. In dem gemeinsamen Besprechen, das sie ihm gegenüber an den Tag legte, glaubte er ein Gesandnis ihrer Schwägerin zu sehen, die dadurch einem letzten Barmherzigkeit entgegen wollte. Auf diese Weise waren

jene verlegenen Bewegungen eher dazu angethan, ihm zu schmeicheln, als ihn vertriehlich zu stimmen. Er wartete nur noch auf eine Gelegenheit, um die junge Wittve um Verzeihung zu bitten für die ungesittliche Erklärung von jenem Abend; er wollte dabei die aufrichtige und unwandelbare Anhänglichkeit geltend machen, die er stets für sie gezeigt hatte. Auch erwartete er für diese Erklärung viel von dem Einfluß des Kirmestages, an dem die erregte Atmosphäre und der Rausch der Musik, des Tanzes und des Bieres den Verliebten zu Hilfe kommen, die Zungen lösen, die Herzen zärtlich stimmen, die Schenen beredt und die Ungefälligsten freundlich machen.

Kees wußte nicht, was zwischen der Meesterin und ihrem Bruder vorgefallen war, denn sonst hätte er fast die verächtliche Gleichgültigkeit, die das feige Geschöpf ihm gegenüber zeigte, anders ausgelegt. Kees ging hinter ihr her, indem er versuchte, durch witzige oder spöttische Bemerkungen ihre Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen; aber Annemie schien dem Geplauder der Meesterin Sap zuzuhören, oder wenn sie sich umdrehte, so war es nur, um auf ein komisches Wort des Bürgermeisters zu antworten.

Wannes ging ernst und würdevoll dahin; er schien ein besonderes Interesse den unfehlbaren Mitteln beizulegen, die der dicke Klip Sap — nach Annemie der bedeutendste Bauer der Gegend — ihm für die Zerstörung der Maulwurfsgrillen angab. Der geschwähige Affe vergaß dabei, daß der Boden Deszeitigen, mit dem er rebete, eben durch seine Armut vor den Neutwürmern geschützt war, da derselbe nur aus Dünne und Haide bestand. Wannes ließ ihn deshalb auch ruhig weiter reden und sann über seinen Feldzugsplan gegen den verdammten Kees Doorik nach, der nun einmal allem Anscheine nach nicht weichen wollte. Die Gegenwart des Knechtes bei diesem Auszuge beunruhigte den schlauen Fuchs nicht wenig. Man hatte keinen Vorwand gefunden, um den Gefürchteten von einem Auszuge auszuschließen, an dem er jedes Jahr mit seinen Meistern theilnahm, und zwar schon zu Lebzeiten Gramp's. Auch Wannes fürchtete der Kirmesluft den wunderbaren Einfluß zu, auf welchen der verliebte Kees Doorik rechnete. Es konnte nun einmal nicht anders sein: man mußte den gefährlichen Bewerber so bald als möglich fortschicken; eher konnte der „Postknecht“ ja nicht mehr ruhig essen und schlafen.

Bella Sap schenkte auch dem Gerede Annemie's und Loole's nur wenig Gehör. Sie dachte an andere Sachen, und ihr lautes Gelächter entsprach eher ihren innersten Gedanken, als den Reden ihrer Fremdbinnen.

Sie war noch besserer Laune als gewöhnlich — die leichtsinnige, muntere Bella. Nachdem sie einige Zeit ihre Neigung zu Kees Doorik zu unterdrücken gesucht, hatte sie eines Tages diesem zärtlichen Gesichte erlaubt, für immer ihr Herz in Besitz zu nehmen. Es war eine Leidenschaft für's Leben. Sie wollte Kees haben, denn sie hatte sich ihn zugesprochen. Was lag ihr daran, wenn sie noch Jahre lang auf ihren Mann warten mußte? Sie würden beide doch noch jung und stark genug bleiben, um glücklich zu werden und Kinder zu bekommen. Bella hatte keinem Menschen etwas von ihrem Vorhaben gesagt. Ihr Vater, dessen Einwilligung sie, wie sie überzengt war, im gegebenen Augenblicke schon erhalten würde, und sogar Kees wußten nichts von dieser Liebe.

Einflussweilen war die Sachlage nur ermutigend für Bella. Ah, sie hatte wohl recht, sich zu freuen. Dieser Kees, der die ganze Zeit vor ihr geflohen war, wurde jetzt heimlicher und kam schon seit mehreren Monaten seine halbe Pinte in der „Brellscheide“ trinken. Auch er hatte eine glückliche, einigermaßen geheimnißvolle Miene. Seine Schüchternheit war nun hin, und er erdöthete auch nicht mehr so leicht. Jetzt fand er so schnell wie Bella irgend ein Wort zum Lachen. Eines Tages wollte er sie sogar küssen, auf die Gefahr hin, eine jener furchtbaren Ohrfeigen zu erhalten, die die Gebarbeiter und die Maurer, die gewöhnlichen Kunden vom Samstag Abend, in Respekt hielten. Bella hatte

ihn ob seines kühnen Wagnisses zurecht gewiesen, aber nur ganz gelinde, denn sie fühlte sich wie ohnmächtig, als sie den Athem des schönen Jungen spürte.

„Es ist sicher, daß er mich liebt,“ sagte Bella zu sich selbst; „bald werde ich ihm Alles sagen können. Ah, wenn der Augenblick nur schon da wäre. . . Allerdings muß ich noch um die Einwilligung meines Vaters fragen, aber er wird mir die nicht verweigern. Die Kleinen helfen ihm schon jetzt; Finchen will mich mit aller Gewalt in der Wirthsstube erfragen; Alse lacht schon besser als ich, Peter wird so stark wie unser Tist, und er hat mich bereits lange nicht mehr nötig. . . Tist liegt nicht viel daran, auf dem Felde zu arbeiten, er geht lieber auf die Märkte, um mit Vieh zu handeln. Mein Vater braucht also einen Gehilfen für's Feld. Wie oft hat er mir nicht schon von Kees gesprochen, weil er Frau Cramp darum beneidet. . . Nun ja, es geht Alles gut. Wenn ich morgen zu meinem Vater sage: „Es giebt ein Mittel, diesen seltenen Jungen an Dich zu fesseln. Gib ihm nur Deine Tochter!“ so wird er im ersten Augenblick vielleicht ärgerlich aufspringen, aber schließlich wird er meiner Vorschlag doch verständlich finden. Mit wem soll ich zuerst reden? Mit Kees oder mit meinem Vater? Und wie soll ich mich bei Kees anlegen? Ich könnte etwa so anfangen: „Ich bin ein ehrliches, braves Mädchen, das zwar gerne lacht, aber nie einen Fehler begangen hat. Kees, die Meinigen können Euch sagen, wie ich seit dem Tode meiner Mutter das Haus geführt habe. . . Ich liebe Euch aus allen meinen Kräften; Ihr habt zwar kein Vermögen, aber Ihr werdet das meinige durch Eure Arbeit verdoppeln. Hier ist meine Hand; seid mein Mann für's Leben!“

So träumte Bella Sap auf dem Weg zur Kirniesz. Sie schaute von Zeit zu Zeit nach Kees-Doorik und lächelte ihm zu; sie täuschte sich so sehr, daß sie sogar glaubte, sein Staat, seine witzigen Bemerkungen, seine zärtlichen Blicke und seine freundliche Miene bezögen sich nur auf sie. Herrje, was würden sie da unten tanzen!

(Fortsetzung folgt.)

## Agrarentwicklung und Agrarbewegungen im alten Rom.

Von Conrad Köster.

(Fortsetzung.)

Da nun war der hannibalische Krieg beendet, als ein Waffengang mit dem König Philipp von Macedonien erfolgte und wiederum nur wenige Jahre später der Krieg mit Antiochus von Syrien die römischen Waffen in Kleinasien erscheinen ließ. 167 v. Chr. endigte dann der dritte macedonische Krieg mit der Verwandlung Macedoniens in eine römische Provinz. 146 v. Chr. wurde nach der Zerstörung von Korinth ganz Griechenland dem römischen Reiche angegliedert. Und nachdem im gleichen Jahre auch Rom's alte, aber längst unschädlich gemachte Rivalin Karthago von der unerfättlichen Feindschaft Roms in Asche gelegt worden war, da umfaßte das Imperium bereits außer dem italienischen Festlande die Inseln Sizilien, Sardinien und Korsika, Spanien, Macedonien, Syrien, Griechenland und Nordafrika, und die Staaten, die dem Imperium noch nicht direkt angehörten, zitterten vor den Mächtegeboten des Senats. Unermeßliche Summen strömten nach Rom aus den Provinzen, die man als die „Landglüter des römischen Volkes“ betrachtete und die von Statthaltern, Steuerpächtern und Spekulantennach allen Regeln der Kunst systematisch ausgeplündert wurden.

Mühte nicht die Lage des regierenden römischen Volkes, denn vom Schicksal eine solche imponierende Machtfülle beschieden war, eine glänzende sein? Und doch hatte in den Tagen, als der Brand Karthagos die Unwiderstehlichkeit des Römerreiches so greifbar dokumentierte, der einjährige General, der die Belagerung geleitet hatte, Publius Cornelius Scipio,

beim Anblicke der lodernen Flammen, des fernen Rom gebendend, die homerischen Verse zitiert:

„Ginst wird kommen der Tag, da die heilige  
Gloss hinsinkt,  
Priamos selbst und das Volk des lanzenkundigen  
Königs.“

Und derselbe Mann betete später als Zensor, während alle Amtsvorgänger bei der Niederlegung ihres Amtes die Götter angerufen hatten, dem Staat größere Macht und Herrlichkeit zu verleihen, seinerseits, daß sie geruhen möchten, den Staat zu erhalten. Er sah ein, was freilich damals für jeden Einsichtigen schon klar zu Tage lag, daß das römische Reich bei allem äußeren Glanz im innersten Kern von fortschreitender Fäulnis ergriffen war; daß die sozialen und wirtschaftlichen Grundlagen der römischen Republik ein schwerer und, wie sich bald herausstellen sollte, unheilbarer Krankheitsprozeß ergriffen hatte. Wo die Wurzeln des Übels lagen, hat mit epigrammatischer Kürze bereits ein alter Geschichtsschreiber, der Grieche Appian, in seinen „Bürgerkriegen“ dargestellt; da heißt es: „Die Reichen hatten sich des größten Theils der ungetheilten Ländereien (des ager publicus) bemächtigt. Sie vertrauten den Zeitumständen, daß sie ihnen nicht wieder abgenommen würden, und kauften daher die in ihrer Nähe gelegenen Stücke der Armen, zum Theil mit deren Willen, zum Theil nahmen sie sie ihnen mit Gewalt, so daß sie nur mehr weit ausgedehnte Latifundien statt einzelner Felder bebauten. Sie gebrauchten dabei Sklaven zum Landbau und zur Viehzucht, weil ihnen freie Leute von der Arbeit zum Kriegsdienste genommen worden wären. Der Besitz von Sklaven brachte ihnen auch insofern großen Gewinn, als sich diese wegen ihrer Befreiung vom Kriegsdienste ungeschädet vermehren konnten und eine Menge Kinder bekamen. So zogen die Mächtigen durchaus allen Reichthum an sich, und die ganze Gegend wimmelte von Sklaven. Der Italiker dagegen wurden immer weniger, aufgerieben wie sie waren durch Armut, Abgaben und Kriegsdienst. Traten aber auch Zeiten des Friedens ein, so waren sie zu vollkommener Untthätigkeit verdammt, weil die Reichen im Besitz des Bodens waren und statt freier Leute Sklaven zum Ackerbau brauchten.“

Ähnliche Zusätze und erklärende Bemerkungen werden diese flüchtige Skizze der wirtschaftlichen Umwälzung, die, bald nach dem hannibalischen Kriege anhebend, zur Zeit der Zerstörung Karthagos bereits sehr tief gefressen hatte, ergänzen und deutlicher gestalten. Die neue Entwicklung der agrarischen Verhältnisse erinnert in Vielem an die alten Zeiten des Ständekampfes. Wie damals die Stammeskriege, so waren es nun die meistens außeritalienischen Feldzüge der Weltpolitik, die, indem sie große Massen wehrpflichtiger Landleute manchmal Jahrzehnte lang von der Arbeit fern hielten, die kleinbäuerlichen Wirtschaften zerrütteten und in ökonomische Abhängigkeit brachten von der geldkräftigen Aristokratie. Landamweisungen, die Erleichterungen hätten schaffen können, fanden nicht mehr in erheblichem Umfange statt; da die Staatsländereien wieder zum größten Theil in den Händen der Besitzenden waren, diesmal allerdings nicht auf Grund eines Ständeborrechts, sondern auf Grund staatlicher Verpachtung: freilich zahlten die Inhaber von Staatsacker längst keine Pacht mehr und fühlten sich völlig als Eigentümer des gepachteten Landes. Während nun in jenen alten Zeiten die Bauern wenigstens auf dem Lande sitzen blieben, als Theilpächter oder wie sonst, da man auf ihre Arbeitskraft angewiesen war, wurden sie jetzt in Massen ausgetrieben, da den Großgrundbesitzern billigere Arbeitskräfte zur Verfügung standen in Gestalt von Sklaven. Das nöthige Material dazu lieferten theils die beständigen Feldzüge mit ihren ungeheuren Mengen von Kriegsgefangenen, theils die Sklavenmärkte des Ostens, vor Allem der Insel Delos, wo manchmal an einem Tage zehntausend Sklaven in den Handel kamen: am erforderlichen Geld zum Einkauf konnte es den römischen Aristokraten ja nicht fehlen, die sich durch Kriegsbeute und Ausplünderung der Provinzen neuerdings enorm bereichert hatten. Mit den so zusammen-

gekauften Sklavenheerden nun trieb man — was Appian nicht bemerkt — größtentheils keinen Ackerbau, sondern die rentablere Viehzucht im Großen. Wenige berittene Sklaven genügte, um das Vieh zu hüten auf den weiten, unbedauten Flächen, die einstmal als Ackerland zahlreiche Kleinbauernfamilien genährt hatten. Die gelegten Bauern mochten sehen, was sie thaten. Städtische Industrie mit freien Arbeitern, der sie sich hätten zuwenden können, gab es im Alterthum nicht. So trieben sie sich entweder im größten Glend auf dem Lande umher, wo sie bei den noch nicht räumten Bauern gelegentlich Beschäftigung finden mochten, vor Allem zur Erntezeit, theils wandten sie sich nach der Hauptstadt Rom, wo sich so ein zahlreiches Lumpenproletariat anzuhäufen begann. Die Regierung suchte sich gegen etwaige Verzweiflungsausbrüche des Hungers, die man von dieser existenzlosen Menge erwarten durfte, durch häufigen Verkauf von Getreide, wie der Staat es in großen Quantitäten aus den Provinzen als Tribut erhielt, zu ganz niedrigen Preisen oder auch durch unentgeltliche Austheilung zu schützen: diese Getreidependen sind also keineswegs die Ursache, sondern vielmehr eine Folge des Ruins der italischen Bauern gewesen, die nie nennenswerth auf den städtischen Markt geliefert hatten. Höchstens der Entschluß der Aristokratie, zur Weidewirtschaft überzugehen, mag durch den sinkenden Getreidepreis mit gefördert worden sein. War also das Bauernthum, das die Grundlage der römischen Wehrkraft und damit der römischen Weltmacht bildete, theils schon vernichtet, theils auf's Schwerste bedroht, so waren auch die regierenden Schichten fortschreitender Zerstückung anheimgefallen. Das waren nicht mehr die Patrizier von ehemals, sondern ein Kreis von reichen Familien plebejischer und patrizischer Herkunft, unter den sich sämmtliche Aemter theilten: ein Amtsadel, der auf seine kastenartige Abgeschlossenheit ebenso eifersüchtig war, wie früher der Geburtsadel; diese neue Aristokratie nennt man gewöhnlich die Nobilität, sie selber pflegte sich als Optimaten, d. h. die Edelsten und Besten, zu bezeichnen. Aus der Verthierung mit dem griechischen Osten entnahmen sie nicht nur die Bekanntschaft mit der hellenischen Kultur, sondern mit eins alle Elemente der Entartung, des unsinnigsten Luxus, wahnwitziger Schwelgerei und ungläublicher Sittenlosigkeit. Da eben sie in ihrer Eigenschaft als Großgrundbesitzer die Kleinbauern räumten und Italien mit Sklaven überschwemmten, so waren selbstredend vor ihnen, bezw. dem ihre Interessen vertretenden Senate, keine freiwilligen Maßnahmen gegen die herrschenden Uebel zu erwarten. Als es im Jahre 140 v. Chr. auf der Insel Sizilien zu einer großen Erhebung der unglücklichen Hirtenklaven kam, die erst nach acht Jahren niedergeworfen werden konnte, da wußte Rom keinen anderen Rath, als 20 000 Sklaven an's Kreuz schlagen zu lassen.

Von sozialen Reformen war für den Senat nicht die Rede; ein Wandel konnte nur durch einen unwiderstehlichen Druck von unten herbeigeführt werden, und es sollten sich auch die Männer finden, die es wagten, an die Spitze einer Reformbewegung zu treten. Einen Anlauf in dieser Richtung hatte bereits ein Freund des Besiegten von Karthago, des P. Cornelius Scipio mitgenommen, Gaius Lutatius, indem er als Konsul im Jahre 140 v. Chr. mit dem Plane hervor trat, die Staatsländereien einzuziehen und unter die Bauern zu vertheilen. Er stand dann freilich schlenmigt von seinem Vorschlag ab, als er merkte, welcher Sturm sich in der Aristokratie alsbald zusammenzog. Aber das Ziel einer umfassenden Reformthätigkeit war damit gewiesen und wurde bald wieder in's Auge gefaßt und mit unbeugsamer Energie verfolgt von einem erst dreißigjährigen Mann, von Liberius Sempronius Gracchus. Trotz seines jugendlichen Alters hatte Liberius Gracchus schon einen bekannten Namen. Die Familie der Gracchen gehörte seit Langem zu den angesehensten Roms. Des Liberius gleichnamiger Vater hatte die höchsten Staatsämter bekleidet und war vermählt mit der Tochter des älteren Scipio, der feingebildeten Cornelia. Als sie Wittwe geworden war, schlug sie einen Weirathsantrag des Königs

von Aegypten aus, um sich ganz der Erziehung ihrer zwölf Kinder zu widmen. Nur drei davon blieben ihr, Liberius (geb. 163 v. Chr.), der zehn Jahre jüngere Gaius und eine Tochter, die mit dem jüngeren Scipio, dem Zerstörer Karthagos, vermählt wurde. Zu dessen Kreisen trat Liberius, als er zu einem hochbegabten und dabei ungewöhnlich sanften, weichenherzigen Jüngling heran reifte, in die engsten Beziehungen und sog mit der griechischen Bildung ganz neue Ideen ein. Als Scipio die Leitung der Belagerung von Karthago übernahm (147 v. Chr.), ging Liberius, noch nicht sechzehn Jahre alt, mit ihm nach Afrika, um seinen ersten Feldzug abzulisten, und zeichnete sich beim Sturm auf die Vorstadt Megara vor allen Anderen aus. Zehn Jahre später folgte er dem Konsul Mancinus nach Spanien zum Kampf gegen das tapfere Städtchen Numantia, das viele Jahre lang aller Anstrengungen des weltbeherrschenden Rom, es zu bezwingen, spottete. Mancinus ging in eine Falle der Numantiner und konnte sein Heer nur dadurch vor der sicheren Vernichtung retten, daß er durch seinen Quästor Liberius Gracchus, der das höchste Vertrauen der Spanier genoß, im Namen der römischen Republik ein Bündniß mit Numantia abschließen ließ; dafür durften die Römer frei abziehen. Der Senat aber bestätigte den Vertrag nicht, sondern lieferte seinen verantwortlichen Urheber Mancinus an die betrogenen Numantiner aus. Man kam sich vorstellen, wie der junge Gracchus, der selbst in Gefahr geschwebt hatte, mit ausgeliefert zu werden, von diesem erhebenden Streich der imperialistischen Politik erbaunt war: hätte doch, von allen Anderen abgesehen, das durch ihn vermittelte Bündniß viele Tausende Römer, die durch den langwierigen Krieg in Spanien festgehalten wurden, der Behanung ihrer Güter wieder gegeben. Schon vorher hatte Gracchus, als er nach Spanien abging, durch die eigenen Augen den lebhaftesten Eindruck bekommen von der furchtbaren Höhe, zu der die Anminderung des kleinen Grundbesitzes gediehen war: das einst so wohl bebauten Grundes land erfüllt verödet, an Stelle zahlreicher, freier Bauern die trübseligen Sklaven der Großgrundbesitzer. Wie sein Bruder Gaius erzählt, hat er damals zuerst seine politischen Pläne gefaßt. Dabei sind dabei neben seinen eigenen Erfahrungen auch maßgebend gewesen die Anregungen, die er dem in seiner Reife mit zwei griechischen Philosophen, Diogenes von Syrakus und Blossius von Cumä, zusammen hatte. Diese beiden Männer waren ganz radikale Denker; war doch Blossius sogar ein Gegner der Sklaverei, ohne die sich die antike Zivilisation, gar nicht denken ließ. Die gänzliche Aufhebung der Sklaverei zu betreiben, konnte dem werdenden Revolutionär Gracchus freilich nicht heisskommen: das allgemeine Lohnvolk wäre die Folge gewesen. Ihm ging es um Wiederherstellung des freien Bauernthums, um Herabsetzung des Großgrundbesitzes, wenn die Abschaffung der Sklaverei auf ein unerschütterliches Minimum von selbst verbunden gewesen wäre. Diese großen Ziele waren Erneuerung des kühnsten, höchsten Utopisches zu erreichen, war sein Vorhaben, als er sich um das Konsulat für das Jahr 133 bewarb und gewählt wurde. Seine erste wichtige Maßnahme, als er am 10. Dezember 134 v. Chr. sein Amt angetreten hatte, war die Herabsetzung des agrarischen Gesetzes von 367, das er aber einigen Änderungen und Erweiterungen von weitestgehender Bedeutung unterworfen hatte. Die alte Bestimmung, niemand solle mehr als 500 Morgen vom Staatsacker inne haben, wurde durch den Zusatz gemildert, daß man für zwei Söhne noch je 250 Morgen behalten dürfe. Dieses Maximum von 1000 Morgen — immer noch ein sehr stattlicher Rest — sollte nun abwärts zum Eigentum werden. Für das den Staat zurückzubehaltende Acker an öffentlichen Domänen sollte eine Entschädigung für Abstraktionen usw. gewährt werden. Die Interessen der Mittelklasse waren also im weitestgehenden Maße gesichert, wenn man beachtet, daß die Republik rechtswirksam sämtliche Domänen ohne eines Heeres Entschädigung hätte reklamieren können. Abstraktionen aber hatte Gracchus, um sein Gesetz

wirksamer zu machen, als das alte sizilische gewesen war, zwei neue Bestimmungen darin angebracht, die vom Standpunkt der Nobilität mannehmbare Verschärfungen darstellten. Das zurückgewonnene Staatsland sollte in Parzellen von je 30 Morgen an Bürger und Bundesgenossen vergeben werden, aber nicht als freies Eigentum, sondern als unveräußerliche, mit einer geringen Rente belastete Erbpacht, womit den Besitzenden die Möglichkeit genommen war, das Land nach altemährter Methode binnen Kurzem wieder an sich zu bringen. Da die Partei der Großgrundbesitzer überhaupt nicht geneigt war, irgend etwas von ihrem Raube gütwillig herauszugeben, so konnten jene Konzessionen sie dem Gesetze nicht günstiger stimmen, und die Klauseln über Unveräußerlichkeit der Parzellen und die Ausführungskommission mußten sie vollends zur Wuth reizen. So waren denn die Bemühungen des Gracchus vergebens, die Optimaten durch einen Appell an ihren Patriotismus und ihr Gerechtigkeitsgefühl für den Gesetzesvorschlag zu gewinnen. Aber Liberius hatte auch kräftigere Töne zur Verfügung, wenn er die Entertien aufrief, ihre Interessen selbst in die Hand zu nehmen: „Die Thiere, die in Italien weiden, haben ihr Lager, jedes von ihnen besitzt seine Kuhställe und seine Unterkunft; die aber für Italien kämpfen und fallen, haben Theil an Luft und Licht, sonst an Nichts, sondern ohne Haus und festen Wohnsitz schweifen sie mit Weib und Kind umher. Die Feldherren klagen, wenn sie ihre Soldaten auf den Schlachtfeldern auffordern, Gräber und Altäre gegen die Feinde zu verteidigen; denn für ihrer keinen giebt es einen väterlichen Altar, noch Grabhügel der Ahnordern für so große Massen von Römern, sondern für fremden Wohlstand und Reichthum streifen und fallen sie, heißen Herren der Welt und besitzen nicht eine Scholle zu eigen.“ Die damit gemeint waren, das ländliche Proletariat, strömte von allen Seiten in Masse nach Rom zusammen, um an der Abstimmung über den Gesetzesvorschlag theilzunehmen. (Fortsetzung folgt.)

**Norddeuschland und die Eiszeit.**  
Von Kurt Grottelwitz.

Es ist oft von der Eiszeit die Rede. Ihr werden die verschiedenartigsten Wirkungen zugeschrieben, bald hat sie Thiere und Pflanzen ausgerottet, bald hat sie deren Verbreitungsbezirk verschoben, bald ist sie die Ursache der Entstehung von Seen gewesen, bald hat sie große Ländergebiete vollständig umgestaltet. Kurzum, die Eiszeit scheint in äußerst durchgreifender Weise auf die verschiedenartigsten Vorgänge in der lebenden wie leblosen Natur eingewirkt zu haben. Selten indes hören wir, wie man sich nun eigentlich diese Eiszeit zu denken hat, wie denn das Eis damals bis weit nach Mitteleuropa vordringen konnte, wie es den Boden, den es bedeckte, verändern konnte usw. Nur Wenige dürften sich ein anschauliches Bild von diesem ganzen Berglebensprozess in seinem Verlaufe und in seinen Wirkungen machen können, und doch ist kaum eine Erdperiode so sehr in allen ihren Einzelheiten erforscht worden, wie die Eiszeit. Die Geologen freilich, denen die gewöhnlichen Gesetze der Erdbildung ohne Weiteres geläufig sind, setzen auch bei ihrer Schilderung dieser Erdperiode gerade das voraus, was den nichtfachmännischen Naturfreund am Interessantesten macht. Dieser will wissen, wie der Prozess eigentlich verlief, wie so zum Beispiel darauf kommt, zu sagen, das heutige Berlin liege mitten in dem Flußbett der Spree, das diese einst am Seeufer der Eiszeit befestigt habe. Ein Jeder kennt ungefähr die Landschaftsbilder Norddeuschlands, und gerade an ihnen begegnet man auf Schritt und Tritt den gewaltigen Spuren, die jene eigenartige Zeit hinterlassen hat. An ihnen kann man sich daher auch am besten die Wirkungen der Eiszeit vergegenwärtigen. Wir versehen uns im Geiste mitten auf eines jener oben Landfelder, wie sie in der norddeutschen Tiefebene so häufig

sind. Ein paar zwerge Krüppelkiefen in großen, hundert Meter weiten Zwischenräumen ragen wenig über den unfruchtbaren Boden hervor, der von einigen spärlichen niederen Habichtskräutern, weißlichen Simmentellen oder gar von schwarzem Moos oder Flechtthierflechten karg bewachsen ist. Wir scharren mit dem Stiefelabsatz ein wenig über die Erde, und so gleich bricht der lose, lockere Sand hervor. Wir scharren ein wenig weiter, und wir finden eine Menge Steinchen mitten in dem Sand. Aber das sind merkwürdigerweise nicht Steine einer Art, wir sehen darunter vielmehr buntpfarbige Granite, Gneis, Quarz, kurzum Steine von mannigfaltiger Zusammensetzung und mannigfaltiger Farbe. Wie kommen diese Steine hierher? Wenn wir in Süddeutschland, in Oesterreich usw. Steine finden, so brauchen wir uns gewöhnlich nicht lange umzusehen, um zu erfahren, woher sie rühren. An einem Hohlweg, an einem Flußufer werden wir dieselbe Gesteinsart als festen Felsen wieder erkennen, ja wir brauchen vielleicht nur einige Fuß tief die Erde aufzuwühlen, um auf ein festes Gestein zu treffen, von dem der Stein, den wir fanden, nur ein losgebrochenes Stück ist. Der ganze Erdboden besteht hier eben aus einem gleichartigen Gestein, und nur die oberste Bodenschicht ist durch Verwitterung und durch Behanung zu einer trübseligen Kulturerde geworden. Es kann ja nun vorkommen, daß wir in jenen siltigen gelegenen Ländern am Rande eines Flusses eine kleinere Anzahl verschiedenartiger Steine bemerken. Wenn würden wir den Fluß aufwärts gehen, auf seine Quelle zu, so würden wir bei dieser Wanderung im Erdboden allmählig alle die Steine, die wir gefunden haben, als festes Gestein, als sogenannten „anstehenden Fels“ wieder erkennen. Das Wasser des Flusses hat von dem festigen Erdboden seiner Ufer hier und da einen Stein losgerissen und ihn mit sich hinab nach seiner Mündung zu fortgerissen. Gleicht ein Fluß durch Gebiete verschiedenartigen Gesteins, so werden wir eben auch verschiedenartige Steine an seinen Ufern finden.

Doch nun zurück zu dem oben Sandfelde der norddeutschen Ebene. Hier haben wir eine große Anzahl mannigfaltiger Steine gefunden. Wo stammen sie her? Wir sehen uns in der Umgegend um, nirgends finden wir einen anstehenden Felsen, wir graben tief in den Sand hinein, aber wir können Gruben von drei, fünf, zehn Metern Tiefe anshöhlen, wir werden nie auf einen festen Felsen treffen, der aus einer der gefundenen Gesteinsarten bestünde, ja wir werden überhaupt keinen Felsen antreffen. Dagegen können wir, wenn wir gerade Glück haben, auf irgend einen gewaltigen Steinblock von einigen Metern Umfang stoßen. Unser Staunen wird sich nun noch erhöhen. Woher kommt dieser mächtige Stein? Was war das für eine Miesekraft, die ihn hierhertrug, die ihn hier in den weichen, lockeren Sand bettete.

Wir wollen uns den Boden der norddeutschen Tiefebene noch ein wenig genauer ansehen. Irgend eine Sandgrube, oder noch besser eines jener tiefen Erdbeden, wie es Siegeleien zur Gewinnung von Lehm und Thon ausgegraben haben, wird uns einen Einblick in das Innere des norddeutschen Bodens gewähren. An den Rändern dieser Gruben und Becken haben wir einen Querschnitt mitten durch die Erdrinde. Hier bietet sich uns nun je nach dem Orte ein sehr verschiedenartiges Bild dar. Wir bemerken entweder bis in große Tiefen hinab nur Sand, nichts als gleichmäßig weiß gefärbten Sand. Doch weit häufiger sehen wir, daß eine Reihe verschiedenfarbiger Schichten übereinander liegen, und das sind nicht nur Schichten von Sand verschiedener Färbung und verschiedener Struktur, sondern es kommen auch Schichten von Mergel, von Thon, von Lehm darunter vor. Bisweilen begegnen wir auch sehr unregelmäßigen Bildungen, kleinen Lagern von Schutt, Nestern von Lehm, die keine Anordnung zu Schichten zeigen, sondern mitten im Sande sich vorfinden. Ueberall aber, in den verschiedenen Sanden, in dem Lehm, Thon, Mergel, überall können wir jene bereits vorerwähnten Steine finden. An sie werden wir uns halten müssen, wenn wir etwas Sicheres über die Entstehung des nord-



Copyright by Finkel, Adler & Schwartz, New York.

Percy Moran: **Allein.**

deutschen Bodens erfahren wollen. Wo konnten also diese Steine her? Als man sich diese Frage ernstlich vorlegte, da fand man bald die überraschende Thatsache, daß sie losgelöste Stücke von Gesteinen sind, aus denen verschiedene Gebirgshäute Scandinaviens bestehen. Dort bilden diese Gesteine den Erdboden, dort sind sie also zu Hause. Nun erhob sich die weitere viel schwierigere Frage: wie kamen sie von dort nach Norddeutschland? Die Steine waren in Sand und Lehm gebettet, und als man diese Substanzen näher untersuchte, fand man, daß sie nur kleine und kleinste zerriebene Partikelchen desselben Gesteinsmaterials sind. Zu jener Zeit war es dem großen englischen Geologen Huxley gelungen, durch aufmerksame Beobachtung der kleinsteu, sich täglich vollziehenden Veränderungen der Erdoberfläche durch das Wasser, das Eis, den Wind, zum größeren Theile die Entstehung der Oberflächengestalt unserer Erde zu erklären. Er stellte auch für die Erscheinungen, die wir an dem norddeutschen Boden wahrnehmen, eine sehr geistvolle Annahme auf, die lange Zeit Geltung gehabt hat. Er war der Meinung, daß Norddeutschland in der Diluvialzeit Meeresboden gewesen sei und daß über dieses norddeutsche Meer Eisberge von Scandinavien her geschwommen seien, die auf ihrem Rücken nordisches Gesteinsmaterial mit sich getragen und beim Abschmelzen auf dem norddeutschen Meeresgrund hinab verloren hätten. Daß Eisberge dergleichen Gesteine mit sich fortführen, das ist eine bekannte Sache, die oft in den nördlichen und antarktischen Meeren beobachtet worden ist. Die Eisberge sind nämlich in's Meer fallende Theile eines Binneneises, das das Land bedeckt und bei seinem Hinabgleiten nach der Küste zu die Bergvorsprünge abschleift oder auch bei seinem Zuge an Felsen darüber herabfallendes Gestein auf seinem Rücken mit sich trägt. Gleitet nun eine Eismasse in das Meer hinein, so bricht sie sehr bald ab und treibt mit dem Material, das sie aufgeladen hat, weit hinaus, um dieses dann in wärmeren Meereszonen beim Einschmelzen wieder zu verlieren. So konnte also auch Scandinavien früher in weit größeren Maße als jetzt von Gletschern bedeckt sein, die ihre in's Meer gleitenden Theile als Eisberge bis auf deutsches Gebiet trugen. Hier wurde das abgelagerte Material abgedeckt. Und wenn sich der Abdecker dieses lange Zeitraumes hindurch Jahrtausend wiederholte, so konnte schließlich Norddeutschland ganz und gar mit nordischen Steinen, mit Sand und Schutt aus Scandinaviens Schlingen besät werden. Später zog sich das Meer zurück und Norddeutschland wurde Festland.

Es ist interessant diese Ansicht Huxley's auch war, sie wurde doch bei weiterer Untersuchung einer anderen weichen. Nur noch als dreißig Jahren bejahte ein jenseitiger Geologe, D. Larch, die Niderschnecker Gletscher bei Berlin, und er fand hier zur allgemeinen Ueberraschung der Gelehrten an der Oberfläche des bloßgelegten Kalkgesteins felsige, glatte, glatte Stellen mit parallel verlaufenden Ritzlinien. Larch hatte dieselben in Schweden häufig gesehen und er wußte, daß solche Erscheinungen von Gletschern herabgerissen werden, wenn dieses über einen harten Fels gleitet. Auf der Oberfläche des Gletschers sah er alle die Steine, die der Gletscher bei seinem Zuge über Felsvorsprünge losreißt. Mit dieser harten Oberfläche, der sogenannten Grundmoräne, kommt nun der Gletscher auf harten Fels eine gewisse Wirkung hervor. Die mit seinen Ranten herabgerissenen Steine der Moräne rufen sich dabei in der Fels ein, und so entstehen dann jene keltischen Ritzlinien, wie sie Larch in den Niderschnecker Gletscherhöhlen bei ihm beobachteten Geologen gezeigt hat.

Auf Grund dieser Thatsache, dieser einzigen, offenbar so ungewöhnlichen Erscheinung, stellte Larch die Vermuthung auf, daß Norddeutschland ein Gletschergebiet sei. Das Binneneis sei von Osten kommend her, wo das Gletscherzentrum gelegen haben würde, nach Norddeutschland herabgeglitten und habe so das Gesteinsmaterial seiner Grundmoräne abgelagert. Man kann sich denken, daß diese Vermuthung

herabtriebs, und es gab damals noch sehr Viele, die an Huxley's Ansicht weiter festhielten. Allein nach und nach wurde Thatsache für Thatsache aufgehäuft, welche die Behauptung Larch's zur vollständigen Gewissheit machten. Zunächst entdeckte man an sehr verschiedenen Stellen Norddeutschlands solche Gletscher-schliffe und Ritzungen, natürlich nur da, wo zu jener Zeit Bergspitzen, wie eben die Müdersdorfer Kalkberge, hervorgeragt hatten. Solche Spuren der Gletscherwirkung wurden in der Magdeburger Gegend auf Sandstein und Grauwackefelsen beobachtet, am Galgenberg bei Halle auf Porphyrgranit, bei Osnabrück auf Sandstein, der aus der Steinkohlenperiode stammt, außerdem an vielen Stellen in Sachsen und Schlesien. Aber dieselben Abzeichen fand man auch in Rußland und in England, und in Scandinavien selbst giebt es kaum einen Berg, der nicht durch das darüber hinwegziehende Eis vollständig glatt oder rund geschliffen wäre. Daraus ergab sich natürlich die Folgerung, daß die Eiszeit nicht nur in Norddeutschland, sondern auch in England und Rußland, also im größten Theile des mittleren Europa geherrscht haben mußte.

Die Ritzlinien erweisen sich aber noch von einer ganz besonderen Bedeutung für die Annahme einer Berggletscherung von halb Europa. Sie folgen nämlich ganz bestimmten Richtungen, in Rußland und im östlichen Deutschland verlaufen sie nach Südosten, in Westdeutschland nach Süden, und in England nach Südwesten. Ohne Zweifel geben diese Linien die Richtungen an, in welchen das Eis über die damaligen Felsen hinweg gezogen ist. Darnach ist der Ausgangspunkt des Eises das zentrale Scandinavien gewesen, hier auf den Hochgebirgen mag sich der eigentliche Gletscherberg angeammelt haben, um von hieraus strahlenförmig nach südlicher Richtung hinabzugleiten. So mußte er denn nach Rußland zu eine mehr östliche, nach England eine mehr westliche, nach dem Königreich Sachsen zu eine direct südliche Richtung einschlagen.

Doch bevor wir noch weiter nach Spuren des Binneneises in der norddeutschen Tiefebene suchen, müssen wir uns erst über das letztere selbst ein anschauliches Bild machen. Wie kann Eis von Norden her nach Deutschland „ziehen“, wie kann es über Bergspitzen „gleiten“? Wir stellen uns gewöhnlich das Eis als etwas Starres, Festes, in sich Unbewegliches vor. Allein von dieser Auffassung müssen wir ganz abgehen, wenn wir uns die Bewegung des Binneneises klar machen wollen. Beispiele von Binneneis giebt es ja noch jetzt im Herzen Europas genug, denn jeder Alpengletscher ist ein solches, wenn auch verhältnißmäßig kleines Binneneis. Solch ein Gletscher entsteht nun dadurch, daß auf jenen kalten Bergeshöhen ein Klima und eine Temperatur herrschen, bei denen das Jahr über mehr Schnee fällt als abschmilzt. Es schneit hier nicht nur den Winter hindurch, sondern selbst im Hochsommer sind Schneefälle nicht selten. So thürmt sich denn Schnee an's Gletscher, und obwohl ein Theil davon wieder abschmilzt, so entsteht doch im Laufe der Jahre ein sehr hoher Berg von Schnee. Allein er wächst doch nicht in unbegrenzte Höhen. Sobald er hundert oder einige hundert Meter hoch geworden ist, üben die oberen Schichten einen solchen Druck auf die unteren aus, daß die ganze Masse gleichsam flüssig wird und auseinander fließt. Der Schnee ordnet sich nämlich beim langen Liegen zu einzelnen Körnern an, die, wenn sie von neuem Schnee überdeckt werden, sich zu einer festen Eismasse verketten. Nun schmilzt im Sommer doch ein Theil der Oberfläche des Gletschers und das Wasser dringt in kleine Spalten in die feste Masse ein. Der hohe Druck verdrängt dieses Wasser, wieder zu gefrieren, und dieses Verfließen auch die eingeschlossenen Luftbläschen, verleiht der Gletschermasse eine gewisse Elastizität, eine gewisse Zähigkeit und Geschmeidigkeit, die wohl auch durch den Druck selbst sehr befördert wird. Eine solche Vorstufe, die ihre Form vollständig behält, so lange sie unberührt bleibt, kann doch durch einen leichten Druck auseinandergequetscht werden. Der Druck, den nun Hunderte von Metern hohe Gletscher ausüben, mag eben so bedeutend sein, daß er die ganze Gletschermasse zum Aus-

einanderfließen bringt. Bei diesem Auseinanderfließen folgt nun der Gletscher dem Gesetze der Schwere. Er gleitet also thalwärts. Vom Gebirgsfuß aus fließt er strahlenförmig durch alle Schluchten hinab, die von der Höhe her das Gebirge durchschneiden und Bergzug von Bergzug trennen.

Wie konnte aber das Binneneis von Scandinavien bis an den Fuß der deutschen Mittelgebirge gelangen? Die Gletschermasse mußte sich doch hier ohne Zweifel Hunderte von Kilometern weit in der Ebene fortbewegen. Da müssen wir uns denn vergegenwärtigen, daß das Eis in Scandinavien eine ungeheure Höhe erreichte. Hier war damals wahrscheinlich der kälteste Punkt der Erde oder wenigstens der nördlichen Halbkugel, es mag hier fast ununterbrochen geschneit haben, und der Schnee thürmte sich zu einem ungeheuren Eisberg auf. Er muß hier, wie man an seiner Wirkung auf hohen Bergen berechnen kann, eine Höhe von 1700 Metern besessen haben. Eine solche gewaltige Eismasse übt natürlich einen mächtigen Druck aus, der sich in einem Auseinanderfließen geltend machte. Nun würde freilich ein Berg von solcher Höhe sehr bald am Ende seiner Ausbreitungsfähigkeit sein und nur ein geringes Areal bedecken können, wenn er sich nicht ständig erneuerte. Aber immer wieder fällt neuer Schnee, so daß der Berg immer neue auseinanderfließende Eismassen in Bereitschaft hat. So wälzt sich denn der Eisstrom weiter und weiter südwärts, nachdem er den Fuß der scandinavischen Gebirge erreicht hat, rinnt er in der Ebene weiter und gleitet in allen Richtungen über das Gebiet der heutigen Ostsee, die damals noch nicht mit Wasser ausgefüllt war, um schließlich hier nach Rußland, da nach Deutschland und da nach England vorzudringen. Das Endergebnis war, daß diese fließende Eismasse von Scandinavien her ganz Schottland und England nördlich der Themse, Holland nördlich vom Rhein, Deutschland nördlich vom Harz, Erzgebirge und den Sudeten, ferner ganz Rußland und ein Stück Sibiriens unter sich begrub. Noch in der mittleren Entfernung zwischen Scandinaviens Hochgebirgen und der Südgrenze des Eises mag die Gletschermasse eine Mächtigkeit von gegen tausend Metern gehabt haben, nach der Südgrenze zu wird sich die Eisbedeckung bedeutend abgeflacht haben. Es war aber nicht überall die Temperatur, welche dem Eisstrom ein Ende bereite. An vielen Punkten stellte sich der vordringenden Gletschermasse in den deutschen Mittelgebirgen ein unübersteigliches Wall entgegen, so eben im Harz, im Erzgebirge und Riesengebirge. Denn hier können die Eiswirkungen auf eine Meereshöhe von vierhundert bis fünfhundert Metern hinauf nachgewiesen werden. Die Eisbedeckung war also hier am Rande des Berggletscherungsgebietes noch sehr hoch, und man kann annehmen, daß sie sich weit südlicher vorgeschoben haben würde, wenn nicht das Gebirge sich als ein unübersteigbares Barriere entgegenstellte hätte. So verlief denn die Eisgrenze in Norddeutschland etwa vom Uebertritt des Rheins nach Holland an quer durch Westfalen und Hannover bis an den Nordabhang des Harzes. Darnach schlängelte sie sich im Südwesten um dieses Gebirge herum und machte eine tiefe Einbuchtung nach Thüringen bis Saalfeld hinein. Von hier ging sie durch Sachsen im Süden von Jülichau, Chemnitz, Dresden und Jittau hin um dann am nordöstlichen Rande der Sudeten über durch Schlesien zu verlaufen. Das Binneneis bedeckte demnach die Hälfte von ganz Deutschland.

Wenn man die übrigen Länder Europas, welche zugleich mit Norddeutschland von einer Eiszeit heim gesucht wurden, zu diesem Berggletscherungsgebiet hinzurechnet, so kommt allerdings ein Binneneis von ungeheurer Ausdehnung zu Stande. Allein die Größe ist gewiß kein Grund, der gegen die Existenz der Eiszeit spricht. Ist doch ganz Grönland heutzutage ebenfalls von einer Binneneisbedeckung verhüllt, die jenem eiszeitlichen Gletschergebiete nicht viel an Ausdehnung nachgiebt. Auch in Grönland besitzt die Eismasse eine Mächtigkeit von tausend Metern. Und genau so wie jetzt dieses unter dieser Eisbedeckung vergrabene Land mag Norddeutschland in der Eiszeit ausgesehen haben. (cont. folgt.)

## Herbst.

Novelle von Wilhelm Holzamer.

(Schluß.)

Alle hieben lächtig ein. 's gab kein Mittagessen heut', um vier Uhr wieder was Trüchtiges, dazwischen nichts. Man aß Trauben und nahm dann und wann einmal einen Schluck Schnaps. Da brauchte man kein Mittagessen. Um so besser schmeckte das Bienenbrot.

Der Schnaps regte immer mehr an. Man wurde ungebundener.

„Wann der Hannadam kommt, Seppie, nimmst du mir ein Kuß gebe,“ schlug der Klüferschorf vor. „Aber ein saftige, daß es schmeckt.“

„Et gewiß“, sagte die Seppie. „Aber Narrheit wann's ein böß End' nimmst!“

„Schäffstens ein Bündel voll für den Klüferschorf!“

„Da muß der aber auch dabei sein!“ sagte er. Unterm Mittag kam der Hannadam.

Mit einem Hallo wurde er begrüßt.

Es war nun ganz ruhig in ihm. Er hatte den Vorfall vom Morgen nun von einer ganz anderen Seite betrachtet. Als er heingeritten war, hatte er sich selber nachgedacht. Lächerlich! Er hatte sich über sich selbst geärgert. Man mußte doch einen Spaß verstehen! Daß er so dumm hiezig geworden war! Er schämte sich fast.

Und deshalb einen Haß — nein! Er hatte doch die ganze Zeit gut gestanden mit dem Klüferschorf. Und wenn der 'mal einen Spaß hat machen wollen —!

Nach der Seppie wollte er nicht weiter böß sein. Das hatte sie denn Geschickeres thun können als ihm machen! Es war ja dumm! Nein, es sollte alles vorbei sein, Alles vergessen.

So gesinnt kam er in den Winger. Und er bemerkte seinen Hut und stimmte fröhlich in das Geläch ein.

Der Buttenträger trat zu ihm. „'s ist Herbst, Hannadam. Da muß man halt lustig sein und Spaß machen und auch ein Spaß verstehen. Aber jetzt ist ich gern ein bißche Feuer nöthig. Ich hab' von mein ganz Schachtel Streichhölzer für die Tube verstriche.“

Der Buttenträger zündete seine Pfeife an.

Der Hannadam überblickte die Lesenden. Der Klüferschorf und die Seppie in derselben Zeile. Am selben Stöckel saß.

Es war doch nicht ganz vorbei in ihm. Es dachte wieder auf. Langsam kroch's hervor. Erst die Mißtrauen gegen die Seppie. Dann schlug's — der Haß! Der Haß gegen den Klüferschorf!

Der Buttenträger nahm ihn am Arm und zog ihn auf die Seite. Er that ein paar kräftige Bißge, aber er lappend, als wollt' er weit ansholen und was recht Schwerem und Ernstem. Dann flüsterte dem Hannadam in's Ohr:

„Kalt Blut, immer kalt Blut. Das Mädchen, das man kriege soll, das kriegt man doch. Und legt man's nit, hat man's halt nit kriegen solle. Man findet dann anderswo sein Kreuz. Nur kalt Blut — 's kommt Alles auf eins heraus.“

Der Hannadam nickte. Dann suchte er sich einen Platz. Er nahm die Zeile hinter dem Klüferschorf, so daß er die Seppie immer sehen konnte.

„Wald ging das Reden wieder an.“

„Du hältst noch gar kein Kuß kriegt von der Seppie, noch zu Lebtag nit,“ hezte ein Mädchen. „Sie willst gar nit, was Du auf einmal wollt' st.“

Der Hannadam blieb noch still.

„Wann das aber so ist — o geh', das wär' gar zu arm,“ setzte ein Anderes fort.

„Er wird aber doch schon einen kriegt haben,“ Seppie würd's nur nit sage wolle.“

„Halt die Mäuler!“ verwies der Buttenträger. „Wann sich Zwei küssen wolle, küssen sie sich, das ist kein was an. Halt die Mäuler!“

„Einen Augenblick war's wirklich still,“ beim der Buttenträger hatte ernst geredet.

In dem Hannadam aber gährte es. Er biß auf die Lippen, daß sie schmerzten. Und die

Hand hielt die Scheere so fest, als wollte sie sie zerdrücken.

Aber er konnte nichts thun. Nichts thun, nichts sagen. Das Leben war ihm verleidet. Das ganze Leben. Daß er heut' der Spielball sein mußte! Allen zum Gespött! Es nagte an ihm. Er fluchte vor sich hin. Und wegen der Seppie! Und daß die auch noch ihre Freude daran hatte!

Er schaffte wild weiter. Es lag etwas Furchtbares in ihm. Etwas Grausames. Aber es lag fest und versteinert, und es quälte ihn so sehr, weil es nicht heraus konnte. Weil er garnicht wußte, was es war. Als ob ihm der Kopf zugenagelt wäre, war ihm.

Er hätte brüllen mögen wie ein Stier. Sterben hätte er mögen. Verzuden, Stück um Stück.

Es that ihm einen Augenblick wohl, sich einen wachsenden Schmerz vorzustellen. Dann genügte ihm das nicht mehr. Er wünschte, daß ihn ein Blitz trafe — ein Blitz, und er schließe hin, von Allem befreit. Von diesem ganzen lumpigen Leben!

Ober nein — nein! — Er hätte über sie herfallen mögen, über sie Alle — über sie Alle miteinander.

Und über den Klüferschorf! Der hatte noch kein Wort geredet. Kein Wort, nein — aber er war an Allem schuld. Er war der Anstifter. Er hatte ihn lächerlich gemacht! Er! Und wer kommt's wissen — am End' war das mit der Seppie — das mit der Seppie —

Der Hannadam zog tief den Athem ein. Er mocht's nicht denken. Aber es wurde dennoch laut in ihm. Am End' war das mit der Seppie nicht Spaß — war Ernst! Und war schon Alles fertig. Und er war der Gefoppte, der Blamirte. Der Betrogene und Ausgelachte! Aber dann — dann Gnade dem Klüferschorf! —

Der Buttenträger kam mit dem Schnaps. Der Hannadam trank. Der Buttenträger ging in die nächste Zeile und reichte die Bündel dem Klüferschorf.

„Erst die Seppie,“ sagte der.

Die Seppie trank. Dann trank der Klüferschorf. Der Hannadam guckte ihm zu. Wie gierig er die Lippen an den Flaschenrand that, gerade an die Stelle, wo die Seppie getrunken hatte.

„Wart' Kerl, es soll Dir sauer werde!“ brauste es in dem Hannadam auf.

Der Klüferschorf sah ihn an.

„Mh!“ schmeckte er und strich sich über den Bauch. Dann wuschte er sich ein paar Mal zärtlich den Mund ab. Es hatte ihn schon die ganze Zeit geizelt, dem Hannadam eine Stichelrede zu sagen. Jetzt paßte es.

„Schmeckt doch grad' wie der Kuß von der Seppie.“ Er grinste und guckte triumphirend rundum. „Küßgenmaul!“ knirschte der Hannadam.

Jetzt schwall dem Klüferschorf der Kamm.

„Na Du — Du hast doch zu Lebtag noch kein kriegt!“

„Du mußt's ja wisse!“

„Von Dir thät' sich die Seppie doch nit küsse lasse!“

„Du Ladel!“

„Ja, Du Ladel!“

Die Beiden standen drohend einander gegenüber.

„Sag's noch einmal!“

„Noch einmal? Wann Du's hör'n willst, Du Ladel!“

Der Klüferschorf holte zum Schlage aus. Aber der Buttenträger sprang dazwischen. Auch die Seppie war herangesprungen und hatte den erhobenen Arm gefaßt.

„Mh! Marr'n!“ schrie sie.

Der Hannadam hatte sich jetzt schon wieder gebückt und schnitt Trauben. Der Buttenträger stand noch zwischen ihm und dem Klüferschorf.

„Macht kein Dummheit,“ sagte er begütigend. „So darf man ein Spaß nit ansarten lasse. Jetzt aber wollen wir bespern.“

Draßen am Wagen stand schon die Magd mit dem Essenkorb. Wieder wurden Strohbänder abgeschnitten, morsche Pfähle wurden zusammengebrochen und angezündet. Man setzte sich an's Feuer.

Als Alle aßen, sagte der Buttenträger: „So, jetzt wird einmal getrunke, und dann wollen wir wieder lustig sein!“

Er öffnete den Weinkrug und schenkte ein. Das Schöppenglas ging im Kreise herum.

„Wein ist doch ganz was Anders als Schnaps,“ lobte Einer. Der Buttenträger wußte es nun so einzurichten, daß der Klüferschorf ganz zu Anfang trank, später der Hannadam und ganz zuletzt die Seppie.

Dann wurde gesungen. Und die Buben jauchzten und schrien Hurrah! Und von überall her kam frohe Antwort. Und Schüsse rings und lodernde Feuer. Das Leben, das den ganzen Tag nicht ausgekehrt hatte, war nun am lautesten. Ueberall war Bienenstunde.

Der Wingerthüßling ging jetzt vorbei. Er bekam eingeschickt, und auch einen „Reiter“ nahm er an. Und dann erzählte er eine Schmirre. Es kam ein bißchen knollig, aber zum Schluß riefen ihn die Mädchen wie die Männer Bravo! Und der Schützling ging zufrieden weiter. Nach ein paar Schritten drehte er sich noch einmal um, nahm die Pfeife aus dem Munde und lachte mackernd.

„Prost, Melcher!“ rief ihm Einer nach.

„Prost!“ rief er zurück.

In dem Hannadam brannten giftige Flammen. Zehrend, immer wieder unterdrückt. Und immer wieder schwälten sie auf. Aus allen Poren geradezu. Und sie hatten Besitz vom ganzen Menschen.

Aber auch im Klüferschorf bohrte der Wurm. Recht niederbrücken mocht er den Hannadam, recht blamiren. Triumphiren wollt' er über ihn — mit der Seppie. Grad mit der Seppie, daß er Allen zum Hohn wäre, zum Spott und Gelächter.

Ausgestochen!

In dem Klüferschorf kicherten sieben Teufel, wenn er sich das vorstellte. Wenn er sich den Triumph leisten könnte — ihn ausstechen! Ordentlich froh ward ihm und warm. Er sann nach.

Die Sonne war nun schon weiter nach Westen gerückt. Wolken zogen auf. Dort drüben am Niederwald hing ein grauer Streifen. Wind hatte sich erhoben. Feuchter Herbstwind, der scharf über den Hang strich. Und die dürren Blätter raschelten. Und ein paar fliegen im Winde.

Nach kam nun der Abend.

Eine fahle Beleuchtung lag auf der Erde. Ein Grau, das die gelben Blätter noch gelber, die paar übrigen grünen bleich erscheinen ließ.

In ein paar Wingerden war schon Feierabend gemacht. Die Leser zogen heim. Sie sangen — hell-quiettschend die Weiber, fest und feurig die Männer. Die Weinfreude sang in ihnen. Wieder 'mal Trauben in der Bütt! Trauben! — Wein! Rheinisch Blut — Lebenslust!

Am Rhein, am Rhein, da wachsen Neben,  
Und an den Neben edler Wein!  
Am Rhein, am Rhein, da will ich leben,  
Und nur am Rhein begraben sein!

variirten sie das Lied.

„Mit halb Feierabend?“ rief's vom Wege.

„Wald, nur noch ein Bißche!“

Der Buttenträger ging wieder mit der Schnapsbuddel um.

„Prost, Seppie!“ sagte der Klüferschorf und winkte ihr mit der Flasche zu.

„Prost!“ sagte die Seppie.

„Trink' erst!“ sagte der Klüferschorf und hielt die Flasche hin.

„Macht kein Narrheit!“ sagte der Buttenträger und ging mit dem Buben an den Wagen, um ihnen neue Strohpackeln für den Heimweg zu binden.

Die Seppie nahm die Flasche. Sie grinste. Ihre Zähne blinkten.

„Seppe!“ schrie der Hannadam. Weit riß er die Augen auf.  
Die Seppe schlug ein Gelächter an.  
„Warum nit?“ — Und sie trant.  
„Seppe!!“  
„Ah — gutge!“ schmagte der Küferschorch. Er hatte nach ihr getrunken.  
Den Hannadam hob's in die Höhe. Er verlor den Boden unter den Füßen. Er meinte in der Luft zu schweben. Er meinte in der Luft zu hängen, nichts über sich, nichts unter sich. Er griff um sich. Ein düres Blatt flog ihm in's Gesicht. Er hielt's in der Hand und betrachtete es abwesend.  
Er starrte wie irr. Er war wie gebannt. Nichts bewegte sich in ihm. Seine Muskeln waren starr. Seine Augen, seine Augen brannten, flammten, wuchsen, als wollten sie aus ihren Höhlen springen.  
„Narr!“ sagte die Seppe.  
„Gut nit so!“ sagte der Küferschorch. „Verheirath' seid Ihr ja doch nit!“  
„S' is zum Lache, rein zum Lache!“ höhnte die Seppe.  
In dem Küferschorch sank etwas zusammen. Die Seppe wurde lustig.  
„Kein Spaß gönnt der eim.“  
„Ja! — So einer! — Und wann sie mit ein' Fuß gab'?“  
„Dann!“ schrie der Hannadam.  
„Na, dann?“ fragte die Seppe schnippig.  
Sie lachte. Jetzt machte ihr der Gedanke Spaß, den Hannadam so hitzig zu sehen. Sie freute sich. Wenn die Zwei mal' aneinander kämen! Sie hatte sie Beide in der Hand. Beide stritten um sie. Und der Hannadam war ganz wild. Beide begehrien sie. Sie!  
„Ih's — ih's!“ leuchte der Hannadam.  
Er lachte grell, daß es weit schallte.  
„Na, na, na!“ mahnte der Bultenträger vom Bogen aus.  
Die Anderen standen grinsend umher. Jetzt

war's Ernst. Man war gespannt, wie's ausginge.  
„Wann ich's ihu? — Na, wann?“  
Die Seppe lachte noch lustiger, übermüthiger. Sie warf sich in die Brust. Ihre Wangen brannten. Der Hebermüthsteufel, der Eitelkeitssteufel hatte sie gepackt. Ihre Blicke waren Schlangen, schillernde, zischelnde Schlangen. Sie stemmte die Arme in die Hüften. Sie war nicht schön. Aber sie war ein gesundes, festes, frohenes Bauernmädchen. Und jetzt verlangenerwacht.  
„Da, Schorsch!“ — Sie küßte ihn.  
Der Hannadam schrie auf. Der Küferschorch that einen Aufsprung. Er klatschte in die Hände.  
„Gewonne! Gewonne!“  
Da war der Hannadam aus seiner Starre erlöst, als wenn etwas in ihm gerissen wäre. Bewegung kam in ihn. Sein Blut sang. Wie Schellen klang's ihm in den Ohren.  
Ein Juch' jetzt — ein Ruck! —  
Er konnte sich nicht mehr.  
Er riß einen Pfahl aus — er schwang ihn hoch über'm Kopf — und nun — wie ein Blitz so rasch, mit aller Wucht — ein Schlag auf den Küferschorch. Lautlos brach der zusammen.  
Er lag vor dem Hannadam und vor der Seppe, ein Klumpen. Die Anderen waren herbeigesprungen.  
„Jesses!“ schrie die Seppe. „Ich hatt' ja nit mit ihm!“  
Und sie fiel den Hannadam an.  
Der Bultenträger war herbeigesprungen. Der Küferschorch wurde aufgehoben und längs hingelegt. Zum Hannadam sagte keiner ein Wort. Alle schwiegen im Gefühl eigener Mitschuld.  
Da war's dem Hannadam wie ein Erwachen. Er warf den Pfahl hin und starrte regungslos auf den Todten.  
Etwas Seltsames geschah in dem Augenblick. Der Himmel war ein Blutmeer. Als ob der Niederwald weit dahinten in Flammen stünd. Ein rothes, rothes Blutmeer, der ganze Westen.

Und sein Widerschein fiel auf das Nebengelände. Alles war roth gefärbt. Die Kufsbäume waren roth und die Gesichter der Menschen. Nur das gelbe, dürre Laub war todtsahl. Und das Gesicht vom Küferschorch; das rothe Haar, der rothe Schnurrbart. Alle waren starr bei dem seltsamen Schauspiel.  
„Das Weltgericht!“ sagte ein Mädchen.  
Da war's auch schon wieder vorbei. Der feine Nebel, der im Abendroth gelehrtet hatte, sank zur Erde. Es regnete fein und sacht.  
Der Hannadam spuckte aus. Sein Gesicht verzerrte sich. Er sah die Seppe an. Seine Lippen zuckten voll Verachtung. Er spuckte vor ihr aus.  
Es künnete Feierabend im Dorf.  
Der Küferschorch war todt.  
Die Männer machten aus Pfählen eine Traggahre. Dem Hannadam war durch den Sinn gegangen, davonzurennen.  
Mit der Seppe war er fertig. Mit dem Leben. Aufhängen!  
Nein — nicht — — und er blieb. Er wollte bleiben.  
Unbeweglich stand er.  
„Ich hab's gethan, ich, ich!“ schrie er.  
Das Bekte in ihm war befreit. Wie einem Menschen Auge in Auge, stand er seiner Schuld gegenüber. Er zuckte nicht.  
Die Mädchen weinten und jammerten.  
Der Küferschorch lag auf der Bahre, auf Neben und dürrer Laub. Die Männer trugen ihn fort.  
Der Hannadam ging hinterher. Schläff hingen ihm die Arme herab. Er schritt bedächtig. Immer grad' hinter der Leiche.  
Es war ganz ruhig in ihm. Ganz klar und still und ergeben.  
Der Nebel war herabgeriesel. Der Mond ging auf — im wachsenden Licht. Langsam kamen die Sterne.  
Und schweigend ging's mit dem Erschlagenen dem Dorfe zu, das im Frieden lag. —

**Feuilleton.**

**Die letzten Vögel sind entflohn . . .**  
Die letzten Vögel sind entflohn.  
Sie flatterten der Sonne nach.  
Wie kurz sind doch die Tage schon!  
Wie kalt und still steht Hain und Hag!  
Ein grau Stück Wolke segelt träg  
Im Regenbimmel trüb und müd' . . .  
Ein welkes Blatt weht über'm Weg . . .  
Dann wird es kalt. Die Sonne flieht.  
  
Dann wird es kalt! Den pfeift der Wind  
Durch Spalt' und Ritze in der Wand.  
Die Finger, die so flink sonst sind,  
Sie werden steif, klamm wird die Hand.  
Doch hebt an frost und Dunkel nicht  
Der Hunger sich, der laut begehrt!  
Der Hunger, dem die harte Pflicht  
Doch keiner lange Zeit verwehrt . . .  
  
Dann wird es kalt! Im Nebel spinnt  
Ihr Netz vor Deiner Thür die Noth.  
Sie spinnt . . . Und wie Dein Hirn auch sinnt:  
Dah immer theurer wird das Brot . . .  
Das bische Holz vom nahen Wald —  
Es wärmt Dich nicht sein flackerndes  
Die Arbeit knapp . . . Dann wird es kalt!  
Schon über Nacht kann's fluchen schneit'n!  
  
Grau hängt der Himmel, trüb und müd';  
Und Nebel kühlen rings Dich ein —  
Und eine Sehnsucht singt ihr Lied  
In Deiner Brust nach Sonnenschein!  
Und nur Dein Glaube an den Sieg  
Dacht hoffnungsroh Dich und gewiss,  
Und sticht den Arm Dir für den Krieg  
Des Lichtes mit der Finsterniss.

Da weisst: Das, was bald Schnee verhüllt,  
Wird knospen und in Blüthe stehn,  
Wann wieder blank der Sonne Schild  
Erstrahlt und Frühlingsstürme wehn!  
Vergessen ist dann, was beengt  
Dir jetzt den Blick, der müde späht,  
Wenn aus der braunen Erde drängt,  
Was Deine Hände ausgesät! —  
Ludwig Lessen.  
  
Allein. Die Sonne sinkt. Wieder geht ein Tag  
zur Reize.  
Langsam ebbt das Meer zurück. Die zerlufte,  
seltsame Küste zieht sich immer weiter in die grün-  
grünen Bogen hinein; gewaltige, von der Fluth ab-  
geschliffene Klöße liegen auf dem Sande.  
Wieder ist sie hinausgegangen zum Strande, wie  
alle Tage, wenn die Sonne sinkt und das Meer zurück-  
ebbt . . . Sie parirt hinüber über das Wasser, hin-  
über zur Sonne: dochhin ist er gegangen!  
Lange hat er nichts von sich hören lassen.  
Schreiben ist nicht seine Art. Das weiß sie. Und sie  
weiß noch mehr: Er ist nicht Einer von denen, die sich  
im fremden Lande an fremde Mädchen hängen! Seiner  
ist sie sicher! Er ist treu!  
An einem Felsblock gelehnt, starrt sie hinüber  
über's Meer: Bald wird die Fluth kommen; schon  
flüstern die Wägen landeinwärts. Wenn doch die  
Fluth auch i h'u zu ihr herüber triebel —  
  
Die Mesultrafen im Kaukasus, die namentlich  
bei den Salspinnen der Nöschchen, Lützen und  
Chosjuren beobachtet wurden, sind Weissagerinnen, die  
je nach dem oder epileptisch veranlagt zu sein scheinen.  
In hebräischer Sprache diese Mesultra ihren Prophetenberuf  
auszuüben, schildert Gottfried Merzbacher im  
zweiten Bande seines reich illustrierten Werkes „Aus  
den Hochbergen des Kaukasus“ (Leipzig, Dunder  
& Humblot): „Unter den übrigen weisagenden Frauen  
in diesen Gegenden giebt es noch eine besondere Klasse  
von Frauen und Mädchen, die Beziehungen zur über-  
natürlichen Welt unterhalten, die Mesultra. Man

nimmt an, daß sie im Verkehr mit den Seelen der Ver-  
storbenen stehen und Kunde von deren jenseitigem  
Leben empfangen; sie erfahren von ihnen, welches  
Unglück einer Gemeinde oder einer Familie droht.  
Um sich den unsichtbaren Geistern der Verstorbenen  
zu nähern, legt sich die Mesultra zu Hause auf den  
Erdboden, erleidet und fällt in einen tiefen Schlaf,  
der öfters von leiseren Klüpfeln unterbrochen wird  
(„sie unterhält sich mit den Seelen“).  
Da sie nach ihrem Erwachen fürchten muß, von  
den Seelen bestraft zu werden, wenn sie von dem Er-  
fahrenen zu viel ansplaudert, pflegt sie sich in ihren  
Ausagen sehr vorsichtig und geheimnißvoll auszu-  
drücken.  
Sie sagt z. B., sie habe die Seelen von gewissen  
verstorbenen Familienangehörigen gesehen, wie sie  
sich die Hände einander auf die Schulter legend,  
eine bestimmte, noch lebende Person in ihre Mitte  
nahmen. Dies gilt dann als Todeswarnung und  
man sucht die Gottheit oder die Seelen zu versöhnen.  
Natürlich weiß die Mesultra auch, welche Speisen die  
Seelen der Verstorbenen wünschen; diese werden dann  
von der Familie bereitet und zum Theil der Was-  
sagerin geopfert.  
Erkrankt in einer Familie ein Kind bis zum  
Alter von zwei Jahren, dann wendet man sich vor-  
zugsweise an die Mesultra, welche behauptet, die  
Krankheit komme von einer bestimmten Seele her,  
und man müsse deshalb das Kind mit dem Namen  
den jene Seele im Leben führte, benennen, worauf  
es genesen werde. Bei Kindern über zwei Jah-  
ren aber hat die Mesultra solche Kraft nicht mehr.  
Die Mesultra spendet ihre Leistungen zwar un-  
entgeltlich, aber sie erfreut sich dafür großer An-  
sehens im Volke, und man läßt ihr viele Ehren-  
angelegenheiten; bei allen festlichen Gelegenheiten wird  
sie besonders bevorzugt und beschenkt. —

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“  
bestimmten Sendungen sind nach Berlin, SW 19,  
Reuthstraße 2, zu richten.

**Nachdruck des Inhalts verboten!**

Verantwortlicher Redakteur: E. Salomon-Lessen in Berlin (Unter-Spandauer-Str.). — Druck und Verlag: Hamburger Verlagsanstalt Rur & Co. in Hamburg.